

HEYNE <

DAS BUCH

Joe Pickett ist mit seinen Töchtern Sheridan und Lucy zum Fliegenfischen in den Bergen, als er auf den grausig zugerichteten Kadaver eines Elchs stößt. Die Gesichtshaut wurde abgezogen und die Genitalien entfernt. Es gibt keine Schusswunden und keine Fußspuren am Fundort, und auch die Aasfresser haben den toten Elch nicht angerührt.

Kurz darauf erfährt der Wildhüter von einer ähnlich zugerichteten Viehherde. Die Behörden schreiben die Vorfälle dem Angriff eines entlaufenen Grizzlybären zu, doch Joe weiß, dass die Wunden viel zu sauber und chirurgisch präzise sind, um von den Zähnen eines Raubtiers zu stammen. Als wenig später zwei verstümmelte Männerleichen auftauchen, schließt Joe sich widerwillig einer Sondereinheit an, zu der auch der korrupte Sheriff Barnum sowie der FBI-Agent Tony Portenson gehören. Inzwischen glauben die Einheimischen, dass eine übernatürliche Macht, wenn nicht sogar Außerirdische ihre Hand im Spiel haben. Doch Joe lässt sich von diesen abergläubischen Geschichten nicht beirren und macht sich auf die Suche nach den wahren Tätern.

DER AUTOR

C. J. Box lebt in Cheyenne im amerikanischen Bundesstaat Wyoming. Er arbeitete als Rancher, Jagdaufseher und Journalist. Heute koordiniert er Tourismus-Programme in den Rocky Mountains. Für seine Joe-Pickett-Romane gewann C. J. Box bereits den Anthony Award, den französischen Prix Calibre 38, den Macavity Award, den Gumshoe Award, den Barry Award und wurde darüber hinaus für den Edgar Award und den L.A. Times Book Prize nominiert.

Mehr Infos zum Autor unter www.cjbox.net

Lieferbare Titel

Stumme Zeugen – Mörderischer Abschied

Aus der Joe-Pickett-Reihe:

Todeszone – Jagdopfer – Wilde Flucht – Blutschnee

C. J. Box
Kalte Spur

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Andreas Heckmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe TROPHY HUNT erschien 2004 bei
G. P. Putnam's Sons, a member of Penguin Group (USA) Inc.

Vollständige deutsche Erstausgabe 02/2012
Copyright © 2004 by C.J. Box
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Alexandra Klepper
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © Chris Close/GettyImages
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
eISBN 978-3-641-08527-8

www.heyne.de

Für Kelly, Sherri und Kurt ... und Laurie, wie immer

Erster Teil

Die zwölfjährige Sheridan Pickett träumte, in den Bighorn Mountains am Rand einer Lichtung zu stehen. Sie war allein. Der Forst hinter ihr war unerträglich still. Vor ihr strich ein sanfter Wind durchs hohe Gras.

Die Wolken quollen düster und eindrucksvoll über die Gipfel wie eine Wand. Rasch war der ganze Himmel verdunkelt, als hätte jemand den Deckel auf einen Topf gestülpt. Eine Wolke in der Mitte war heller als die anderen und wirkte von innen erleuchtet. Sie wurde größer und schien sich der Erde zu nähern. Schwarze Rauchfäden schlängelten sich wie Ranken heraus und tauchten in die Bäume hinab. Augenblicklich verwandelte sich der Rauch in Bodennebel, der zwischen den Stämmen trieb wie ein lautloser Bach. Dann versickerte er im Boden, als wolle er sich dort ausruhen oder verbergen.

So rasch die Wolken gekommen waren, so schnell klarte der Himmel wieder auf.

Im Traum wusste sie, dass der Nebel aus einem bestimmten Grund gekommen war. Aber aus welchem? Wann würde er wieder auftauchen? Und warum?

Sie schreckte aus dem Schlaf und begriff erst nach einigen angsterfüllten Sekunden, dass die Finsternis ringsum ihr Zimmer war und der leise Windhauch in ihren Ohren der

Atem ihrer kleinen Schwester Lucy, die in der unteren Kojе des Doppelbetts schlief.

Sheridan ertastete ihre Brille auf dem Regal am Kopfeude der Matratze, schwang die Füße über die Bettkante und sprang mit sich bauschendem Nachthemd auf den kalten Boden.

Sie schob den Vorhang zur Seite und blinzelte in den schwarzen Himmel. Eisige Sterne stachen ihr wie Nadelspitzen in die Augen. Von Wolken, dunkel oder glühend, keine Spur.

Erstes Kapitel

Vor ihrer Begegnung mit dem mächtigen Elchbullen, der sie anzugrinsen schien, war es ein guter Tag zum Fliegenfischen für Joe Pickett und seine Töchter gewesen.

Bis dahin waren Joe, Sheridan und die siebenjährige Lucy gemeinsam mit ihrem blonden Labrador Maxine einen herrlichen Septembernachmittag lang den Crazy Woman Creek hinaufgewandert. Insekten, vor allem Heuschrecken, schwirren im hohen Ufergras, und der Wind strich durch die Kronen des harzig duftenden Drehkiefernwalds.

Sie hatten ihre eigene Technik beim Angeln. Während einer sein Glück an einer tiefen, ruhigen Stelle oder dort suchte, wo das Flüsschen verheißungsvoll Fahrt aufnahm, schlichen die anderen in weitem Bogen am Ufer an ihm vorbei zur nächsten Stelle flussaufwärts. Der klare, noch immer sehr kalte Creek führte weniger Wasser als sonst – es war ein trockenes Jahr. Joe war Ende dreißig, schlank und durchschnittlich groß. Gesicht und Handrücken waren durch den Alltag unter freiem Himmel in der Gebirgslage braungebrannt.

Von einem trockenen Stein zum nächsten springend, hatte er das Flüsschen überquert, um seine Mädchen, die am anderen Ufer mit ihren Fliegenruten hantierten, besser im Auge zu haben. Maxine folgte Joe wie immer auf dem Fuße und widerstand ihrem natürlichen Impuls, die an der Schnur ausgeworfenen Köder zu apportieren.

Sheridan stand bis zur Taille im Gestrüpp und war nahezu reglos darauf konzentriert, eine Plastikheuschrecke an die Angelschnur zu kneten. Weil ihre Brille in der Nachmittags-

sonne funkelte, vermochte Joe nicht zu erkennen, ob sie sah, dass er sie beobachtete. Sie trug ihre Angelweste (ein frisches Geburtstagsgeschenk) und ein T-Shirt, ausgebeulte Shorts und Wassersandalen zum Waten und hatte eine schweißfleckige, von Joe ausrangierte Kappe mit dem Logo der Jagd- und Fischereibehörde Wyoming auf. Ihre Arme und Beine waren von Kratzern übersät, da sie sich durch Dornen und Geäst zum Wasser durchgeschlagen hatte. Das ohnehin ernsthafte Mädchen nahm das Fliegenfischen sehr ernst.

Doch so hingebungsvoll sie auch bei der Sache war: Die meisten Fische schien Lucy zu erbeuten, und das brachte Sheridan ziemlich aus der Fassung. Lucy teilte die Angelbegeisterung ihrer älteren Schwester nicht und war nur mitgekommen, weil Joe darauf bestanden und ihr ein gutes Essen versprochen hatte. Sie trug ein Sommerkleid und weiße Sandalen und hatte das schimmernde blonde Haar zum Pferdeschwanz gebunden.

Mit jedem Fisch, den Lucy fing, sah Sheridan ihre kleine Schwester wütender an und schlug einen weiteren Bogen um sie. Joe wusste, was sie dachte: Das ist nicht fair.

»Dad, sieh dir das mal an!«, unterbrach sie sein Sinnieren. Er holte die Schnur ein und ging zu seiner Tochter. Sie zeigte auf etwas im Wasser zu ihren Füßen.

Es war eine tote Forelle, die – den weißen Bauch aufwärts gekehrt – zwischen zwei Steinen trieb. Der Fisch hüpfte auf den Wellen einer kleinen Ausbuchtung des Wasserlaufs, in die die Strömung eine dunkle Schicht aus Kiefernadeln und Algen getrieben hatte. Der nasse, vinylartige Glanz auf der Unterseite des Tiers und der hellrote Doppelschlitz unter den Kiemen verrieten Joe, dass es noch nicht lange tot war.

»Ein hübscher Fisch«, sagte Sheridan. »Eine Cutthroat-Forelle. Wie groß die wohl ist?«

»Etwa fünfunddreißig Zentimeter. Ein Prachtexemplar.«
Intuitiv fasste er Maxine am Halsband. Er spürte, wie sie vor Begehren zitterte, den toten Fisch zu apportieren.

»Was meinst du, was ihr zugestoßen ist?«, fragte Sheridan.
»Ob jemand sie gefangen und tot wieder ins Wasser geworfen hat?«

Joe zuckte die Achseln. »Keine Ahnung.« Bei einem früheren Ausflug hatte er ihr beigebracht, wie man einen Fisch richtig ins Wasser zurücksetzt. Er hatte ihr gezeigt, wie man ihn am Bauch auf die Hand nimmt und langsam in den Fluss senkt, damit die natürliche Strömung ihn wiederbelebt, und wie man ihn davonziehen lässt, wenn er zu Kräften gekommen ist.

Sie hatte gefragt, ob es vertretbar sei, erbeutete Fische zu essen, oder ob man sie wieder schwimmen lassen solle, und er hatte geantwortet, Fische seien zum Essen da, doch es gebe keinen Grund, gierig zu sein. Tote Fische den ganzen Tag über in einem heißen Behältnis zu lassen und sie dann wegzuworfen, weil sie verdorben waren, sei kein juristisches, aber ein moralisches Problem. Er wusste, dass sie nun wieder daran dachte.

Bald zeigte Sheridan ihm eine weitere Forelle. Sie war noch nicht so lange tot wie die andere, denn sie lag auf der Seite und schillerte in allen Farben des Regenbogens. Demnächst würde auch dieser Fisch mit aufwärts gekehrtem Bauch im Wasser treiben. Er war nicht so groß wie der erste, aber dennoch beeindruckend.

Sheridan war aufrichtig empört.

»Es macht mich wütend, dass jemand diese Fische tötet«, sagte sie mit blitzenden Augen. Joe gefiel das ebenso wenig,

doch er war von ihrer Entrüstung beeindruckt, obwohl er nicht wusste, ob ihr Zorn aus ethischen Überzeugungen herührte, oder ob sie sich darüber ärgerte, dass jemand Fische tötete, von denen sie meinte, *sie* hätte sie zu fangen verdient.

»Erkennst du, woran sie gestorben sind?«, fragte sie.

Diesmal ließ er Maxine die Forelle apportieren. Der Labrador stürzte sich mit solcher Wucht ins Wasser, dass sie ganz nass gespritzt wurden, und kehrte mit dem Fisch im Maul zurück. Joe befreite ihn aus den Fängen der Hündin und drehte ihn auf der Hand nach links und rechts. Er konnte an dem Tier nichts Ungewöhnliches entdecken.

»Wenn ich einen Reh- oder Wapitikadaver finde, suche ich nach Schusswunden«, sagte er, »doch an diesen Tieren kann ich keine Verletzungen oder Krankheiten entdecken. Vielleicht sind die beiden Fische in Panik geraten und haben einen Herzschlag erlitten, als sie gefangen wurden.«

Sheridan schnaufte enttäuscht und ging mit großen Schritten flussaufwärts. Joe warf den Fisch in ein Weidengebüsch hinter seinem Rücken, wartete darauf, dass Lucy angetrottet kam, und tastete dabei nach seiner Dienstwaffe, einer schweren, halbautomatischen .40er Beretta, die in der Rückentasche seiner Angelweste verborgen war. Auch Dienstabzeichen und Plastikhandschellen hatte er dabei. Zwar war er nicht im Dienst, doch als Jagdaufseher war er verpflichtet, jederzeit für die Einhaltung der gesetzlichen Bestimmungen zu sorgen.

Am Morgen hatte er beim Packen das Arsenal in seiner Weste um einen Gegenstand außer der Reihe erweitert: Bärenspray. Durch den Stoff hindurch trommelte er mit den Fingern auf die große Dose. Dieses Gas war ein fieses Zeug, zehnmal so stark wie das Pfefferspray, mit dem man menschliche Angreifer abwehrte. Ein Sprühstoß davon ließ einen selbst auf größere Entfernung in die Knie gehen. Joe dach-

te an die vielen Berichte und seltsamen Mails, die er über einen gefährlichen, zweihundert Kilo schweren Grizzly erhalten hatte, der im Nordwesten Wyomings enorme Verwüstungen anrichtete. In den letzten vier Wochen hatte das Tier Autos, Zeltplätze und Hütten beschädigt, doch bisher war es zu keiner Begegnung zwischen Bär und Mensch gekommen. Das schwächer werdende Signal des Funkhalsbands hatte es anfangs erlaubt, das Tier nahe der Osteinfahrt zum Yellowstone Park zu orten, doch es war noch immer nicht gesichtet worden. Als die »Bärenjungs« – Mitarbeiter der Jagd- und Fischereibehörde von Wyoming sowie Experten des Bundesnaturschutzamts – den Grizzly hatten bremsen wollen, war er ihnen entwischt und sie hatten das Signal verloren. Joe konnte sich an keinen vergleichbaren Vorfall erinnern. Es war wie die Wildnisversion einer Sträflingsflucht. Genau wie die Biologen machte er die Trockenheit dafür verantwortlich – und das daraus resultierende Bedürfnis des Tieres, bei der Suche nach Essbarem immer weitere Gebiete zu durchstreifen. Dass der Bär den Schadensberichten zufolge nach Osten durch den Shoshone-Bundesforst zog, war ihm nicht entgangen. Wenn er diese Richtung beibehielt, würde er in die Bighorns gelangen, wo es seit achtzig Jahren keine Grizzlys mehr gegeben hatte.

Es gefiel Joe nicht, an seinem freien Tag Waffe und Dienstabzeichen mitzuführen. Ihm behagte nicht, dass seine Töchter beim Angeln und beim Braten des Fangs überm offenen Feuer seine tägliche Ausrüstung sahen. Es war etwas anderes, wenn er im roten Chamoislederhemd der Jagd- und Fischereibehörde und im grünen Pick-up in seinem Revier unterwegs war, um Jäger und Angler zu kontrollieren. Im Moment wollte er einfach nur Dad sein.

Ein Stück flussaufwärts stießen sie auf eine zweite Gruppe. Sheridan bemerkte sie als Erste, blieb stehen und blickte sich zu Joe um. Der sah Farben durch die Bäume blitzen und hörte ein Husten.

Dann drehte der Wind, und ein seltsamer Geruch drang ihm in die Nase. Es stank eklig süß und metallisch, und er zuckte zusammen, als eine besonders intensive Schwade heranwehte.

Joe vergewisserte sich, dass Lucy ihnen immer noch folgte, und zwinkerte Sheridan zu, als er sie überholte. Sie blieb dicht hinter ihm, während er sich den beiden Anglern näherte. Sollte er ihnen zuerst sein Dienstabzeichen zeigen? Er entschied sich dagegen. Wieder bemerkte er den Gestank, der immer schlimmer zu werden schien.

Plötzlich spürte er, wie Sheridan ihn am Ärmel zog, drehte sich um und sah sie zum Ufer zeigen. Eine kleine Bachforelle, kaum fünfzehn Zentimeter lang, trieb seitlich auf dem Wasser. Sie war noch nicht tot, und er sah die Kiemen arbeiten, als sie mitleiderregend versuchte sich aufzurichten und wegzuschwimmen.

»Die Fischmörder«, flüsterte Sheridan unheilvoll mit Blick auf den Mann und die Frau vor ihnen, und er nickte bestätigend.

Der Mann musste Ende fünfzig sein und war gekleidet, als wäre er dem Titelblatt der Zeitschrift *Fliegenfischer* entstiegen. Er trug ultraleichte Gore-Tex-Wathosen und lederne Watstiefel, ein hellblaues Coolmax-Hemd und eine Angelweste, deren viele Taschen mit Ausrüstung vollgestopft waren. Ein Forellenkescher hing über seiner Schulter, ein ledernes Büchlein, in dem er Gattung und Größe seines Fangs verzeichnete, an einem Band an der Weste – genau wie eine kleine Digitalkamera, um die Beute zu fotografieren. Das Gesicht des groß

gewachsenen Kerls mit breiter Brust war gerötet, er hatte einen schwarz-weiß melierten Schnurrbart und bleiche, wässrige Augen. Verkaterter Firmenboss im Urlaub, dachte Joe.

Seitlich hinter dem Mann saß eine viel jüngere Blondine mit langen, sonnengebräunten Beinen und einer nagelneuen Weste, an deren Reißverschluss noch das Etikett eines Anglergeschäfts aus der Gegend prangte. Sie hielt die Rute so angewidert von sich weg, als hätte sie eine tote Schlange in der Hand.

Offensichtlich brachte der Mann ihr bei, wie man angelte. Oder besser: Er zeigte ihr, was für ein prima Angler er war. Vermutlich hatte das Paar auf dem Weg in die Berge vor einem Laden haltgemacht, und er hatte ihr die Weste gekauft.

Der Mann war gerade dabei gewesen, seinen Köder an einer tiefen, ruhigen Stelle des Creeks auszuwerfen, funkelte nun aber Joe und Sheridan sichtlich verärgert über die Störung böse an.

»Jeff ...«, mahnte die Frau ihn leise.

»Guten Tag«, sagte Joe lächelnd. »Wie läuft's?«

Jeff trat theatralisch vom Ufer zurück. Seine Bewegungen waren nicht aggressiv, sollten Joe und Sheridan aber deutlich machen, dass ihm die Störung missfiel und er so rasch wie möglich weiterangeln wollte.

»Schon dreißig Fische«, sagte er schroff.

»Achtundzwanzig«, verbesserte ihn die Frau, und er warf ihr einen wütenden Blick zu.

»So sagt man eben«, belehrte er sie, als würde er ein Kind ausschimpfen. »Schon *zwanzig* Fische, schon *dreißig* Fische – so sagt man unter Anglern, wenn einer so scheißunhöflich ist, danach zu fragen.«

Die Frau wich zurück und nickte.

Joe mochte den Kerl nicht. Er kannte diesen Typ Fliegen-

fischer, der alles zu wissen glaubt und sich jeden Ausrüstungsgegenstand leisten kann, von dem er in den Anglermagazinen liest. Oft waren diese Leute blutige Anfänger. Und viel zu oft wussten sie nichts von den Benimmregeln in freier Natur und den allgemeinen Geboten der Höflichkeit. Ihnen ging es einzig und allein darum, an einem Tag ihre dreißig Fische zu fangen.

»Behalten Sie davon auch welche?«, wollte Joe wissen und lächelte noch immer. Dann fasste er in die Rückentasche seiner Weste, zog den Dienstausweis heraus und hob ihn hoch, damit Jeff begriff, warum er ihm diese Frage stellte. »Hier darf man nur sechs Fische angeln«, sagte er. »Haben Sie was dagegen, wenn ich nachsehe, was Sie behalten haben?«

Jeff schnaubte, und seine Miene verhärtete sich.

»Sie sind also der Jagdaufseher?«

»Stimmt. Und das ist meine Tochter Sheridan.«

»Und seine Tochter Lucy«, erklärte Lucy, die die beiden eingeholt hatte. »Wonach stinkt es hier, Dad?«

»Und Lucy«, ergänzte Joe und drehte sich zu ihr um. Sie kniff sich die Nase zu. »Also halten Sie sich mit Kraftausdrücken bitte zurück.«

Jeff wollte schon etwas sagen, überlegte es sich aber anders und verdrehte die Augen zum Himmel.

»Wissen Sie was?«, fuhr Joe fort und sah das Paar an. Die Frau schien eine Auseinandersetzung zu befürchten. »Wie wär's, wenn Sie mir Ihren Angelschein und die Erlaubnis zeigen, hier fischen zu dürfen? Dafür zeige ich Ihnen, wie man einen Fisch wieder richtig ins Wasser setzt, damit nicht noch mehr Forellen sterben müssen.«

Die Frau begann sofort, in ihren engen Shorts zu kramen, und auch Jeff schien zu dem Schluss zu kommen, dass er keine Auseinandersetzung wollte. Zwar funkelte er Joe noch immer an, zog aber seine Brieftasche aus der Weste.

Joe überprüfte die Angelscheine. Sie waren tadellos. Die Frau kam aus Colorado und besaß nur eine zeitlich begrenzte Angellizenz. Jeff O'Bannon kam aus der Gegend, obwohl Joe sich nicht erinnern konnte, ihn je gesehen zu haben. Der Mann wohnte an der Red Cloud Road, in einem der Anwesen im Ranchstil, die für 500 000 Dollar das Stück südlich der Stadt in einem Neubaugebiet errichtet worden waren. Das überraschte Joe nicht.

»Wissen Sie, was hier so stinkt?«, fragte er im Plauderton und gab den beiden die Angelscheine zurück.

»Ein toter Elch«, erwiderte O'Bannon missmutig. »Auf der Wiese da oben.« Er wies mit dem langen, spitzen Schild seiner Anglerkappe vage zwischen die Bäume im Westen hindurch. »Das ist einer der Gründe, warum wir jetzt gehen, verdammt.«

»Jeff ...«, mahnte ihn die Frau.

»Es ist nicht verboten, *verdammt* zu sagen«, knurrte O'Bannon sie an.

Joe spürte Ärger in sich aufsteigen. »Jeff, ich könnte mir vorstellen, dass ich Sie hier draußen bald mal wieder treffen werde.« Er beugte sich zu ihm vor. »So wie Sie sich aufführen, werden Sie früher oder später sicher etwas ausfressen. Und dann nehm ich Sie fest.«

O'Bannon wollte schon auf ihn losgehen, doch die Frau hielt ihn zurück. Joe griff rasch in die Rückentasche seiner Weste und entsicherte die Dose mit Bärenspray.

»Ach, scheiß drauf«, brummte O'Bannon. »Verschwinden wir. Der Kerl hat mir die Laune verdorben.«

Cindy warf Joe hinter dem Rücken ihres Begleiters einen sichtlich erleichterten Blick zu und schüttelte entschuldigend den Kopf. Joe trat beiseite, als O'Bannon mit Cindy im Schlepptau an ihm vorbeistürmte.

»Tschüss, Mädchen«, rief sie Sheridan und Lucy zu. Die beiden blickten dem Paar nach, wie es flussabwärts davonzog. Jeff stapfte fluchend vorneweg und bahnte sich seinen Weg durchs Geäst, während Cindy Mühe hatte, Anschluss zu halten.

»Dad, können wir auch gehen?«, fragte Lucy. »Hier stinkt's.«

»Setzt euch etwas flussabwärts ans Ufer, wenn ihr wollt«, antwortete Joe. »Ich muss mir den Elch ansehen.«

»Wir kommen mit!« Lucy hielt sich noch immer die Nase zu. Joe wollte widersprechen, bemerkte dann aber, dass O'Bannon auf der nahe gelegenen Lichtung stand und ihn durch die Kiefern anfunkelte und seine Begleiterin ignorierte, die ihn am Arm weiterziehen wollte.

»Gut«, sagte Joe, denn es war sicher das Beste, seine Mädchen in der Nähe zu behalten.

Der Elch war nicht schwer zu finden. Sein Anblick erschütterte Joe. Der ausgewachsene Bulle lag im knöcheltiefen Gras, an drei Seiten von dunklen, dicht stehenden Bäumen umgeben. Das Tier war zu nahezu doppelter Größe aufgebläht, seine blaurot gefleckte Haut zum Bersten gespannt. Zwei erstaunlich lange, schwarze Läufe mit wulstigen Gelenken hingen in der Luft wie die Beine eines umgekippten Stuhls. Der halb vom Gras verborgene Kopf mit dem vorquellenden, weit aufgerissenen Auge, das jeden Moment aus der Höhle zu springen drohte, schien ihn mit gebleckten Zähnen heimtückisch anzugrinsen.

Joe drehte sich auf dem Absatz um und befahl den Mädchen, stehen zu bleiben, um ihnen den Anblick zu ersparen, doch zu spät.

Lucy kreischte und schlug die Hände vor den Mund. Sheridan kniff die Lippen zusammen und riss die Augen weit auf.

»Er lebt!«, schrie Lucy.

»Tut er nicht«, widersprach Sheridan. »Aber es stimmt was nicht mit ihm.«

»Bleibt, wo ihr seid. Rührt euch nicht vom Fleck.« Joe zog ein Halstuch aus der Jeans, band es sich vor Nase und Mund wie ein Straßenräuber und näherte sich dem geblähten Kadaver. Sheridan hatte recht: Etwas stimmte nicht mit dem Tier. Für einen Augenblick befahl ihn ein kurzer Schwindel, als hätte er sich zu rasch bewegt. Er blinzelte. Schwach glitzernde Sterne trieben langsam durch sein Gesichtsfeld.

Er schüttelte den Kopf, um ihn wieder klar zu bekommen, und umrundete den Kadaver in einem Meter Abstand. Das Tier war verstümmelt: Genitalien, Moschusdrüsen und After waren entfernt – und auch das halbe Gesicht, sodass der halb nackte Schädel mit langen, gelben Zähnen zu grinsen schien. Die Schnitte waren glatt und mit nahezu chirurgischer Präzision ausgeführt. Joe konnte sich nicht vorstellen, dass ein Tier solche Wunden schlug. Das bloßliegende Fleisch hatte sich dunkelviolett bis schwarz verfärbt und war mit winzigen, hellgelben Haken übersät. Nach längerem Hinsehen bemerkte er, dass die Haken sich wanden: Maden. Von den Schnitten abgesehen, entdeckte er an dem Kadaver keine äußeren Wunden.

Joe wandte den Kopf ab, um einen tiefen Atemzug zu nehmen, machte einen Schritt vor, hockte sich hin und ergriff einen der steifen, knöchigen Vorderläufe. Dann erhob er sich ächzend, nutzte das Bein als Hebel, wand sich um das mächtige, palmwedelartige Geweih herum und versuchte mit aller Kraft, den steifen Kadaver zu drehen. Das schiere Gewicht des Tiers nahm ihm kurz den Wind aus den Segeln, und er fürchtete, den Halt zu verlieren und auf den verrottenden Fleischberg zu stürzen. Schlimmer noch, wenn der Vorderlauf aus

der verwesenden Schulter brach und er nur noch eine lange, haarige Keule in Händen hielt? Doch mit einem ekelerregend schmatzenden Geräusch löste sich der Kadaver vom Boden und bewegte sich langsam auf ihn zu. Joe zerrte noch mal am Lauf und sprang zurück, als der Bulle auf die andere Seite rollte. Im Leib des Kadavers blubberten Gase. Er suchte die mit Grashalmen bedeckte Unterseite des Tiers nach Wunden ab. Wieder nichts.

Er hatte erwartet, der Boden wäre – wie bei gewilderten Tieren üblich – von geronnenem Blut schwarz. Die Eintrittswunde war oft schwer zu entdecken, doch die stark blutende Austrittswunde hinterließ meistens einen schwarz-roten Pudding auf der Grasnarbe. Unter dem Elch jedoch befand sich kein Tropfen Blut, nur weitere Insekten, die herumkrabbelten und der Sonne zu entfliehen suchten.

Joe trat zurück und blickte sich um. Im saftigen, dichten Gras waren keine Spuren zu entdecken, wie ihm jetzt erst auffiel. Als er den Hang hinuntersah, den er heraufgekommen war, hoben sich seine Fußabdrücke deutlich vom trocknen Gras ab. Der Elch schien sich die Mitte der Wiese ausgesucht zu haben, um einfach tot umzufallen. Wer aber mochte Genitalien und Drüsen des Tiers und sein halbes Gesicht entfernt haben, ohne auch nur einen Fußabdruck zu hinterlassen?

Er zog das Halstuch vom Mund. Sein Koffer mit dem Besteck zur Untersuchung von Tierleichen lag im Pick-up, und der stand eine Stunde weit entfernt. Bald würde es dämmern, und er hatte Marybeth versprochen, die Mädchen rechtzeitig zum Abendessen und den Schulaufgaben nach Hause zu bringen. Er rechnete damit, bei seiner Rückkehr am nächsten Tag mit Hilfe des Bestecks und eines Metalldetektors ein, zwei Kugeln im Kadaver zu finden. Meist blieb das Blei in der Austrittswunde stecken.

Joe ging zu Sheridan und Lucy zurück. Sie hatten die Wiese hangabwärts verlassen und standen nah genug, um ihn zu beobachten, aber weit genug entfernt, damit ihnen von dem Gestank nicht übel wurde. Jeff und Cindy waren nirgends zu sehen.

Auf ihrem Rückweg zum Crazy Woman Creek bombardierten die Mädchen ihn mit Fragen.

»Wer hat den Elch getötet, Dad?«, wollte Lucy wissen. »Ich mag Elche.«

»Ich auch. Und ich weiß nicht, wie er zu Tode kam.«

»Es ist doch seltsam, ein Tier einfach so aufzufinden, oder?«, fragte Lucy erneut.

»Sehr seltsam«, bestätigte Joe. »Es sei denn, jemand hat es erschossen und liegen gelassen.«

»Das ist ein Verbrechen, nicht – ein richtig schweres?«, erkundigte sich Sheridan.

Joe nickte.

»Hoffentlich findest du raus, wer das war«, sagte sie, »und sorgst dafür, dass er so was nie mehr tun kann.«

»Ja«, pflichtete Joe ihr bei, doch er war in eigene Gedanken versunken. Neben der Verstümmelung und dem Fehlen von Spuren ringsum beunruhigte ihn noch etwas anderes, ohne dass er hätte sagen können, was. Da beobachtete er einen Waschbären vor ihnen durch eine ruhige Stelle des Creeks plantschen und in einem Wäldchen verschwinden. Das Tier hatte einen der toten Fische gefunden, die Jeff »freigelassen« hatte.

Unvermittelt blieb er stehen. Genau, dachte er: Der Elchbulle ist seit Tagen tot und liegt in der freien Natur, und kein Tier hat sich über ihn hergemacht. Die Berge waren voller Aasfresser – Adler, Kojoten, Dachse, Habichte, Raben, selbst Mäuse –, die Kadaver normalerweise weit vor ihm fanden.

Mithilfe der Elstern, die sich kreischend über tote Tiere her-machten, hatte Joe eine Menge Wild gefunden, das von Jägern angeschossen oder liegen gelassen worden war. Doch von den Schnitten abgesehen, hatte der Elch unberührt gewirkt.

Eine Front aus dichten Wolken schob sich vor die Sonne und ließ die Temperatur in ihrem Schatten rasch um fünf Grad fallen. Joe hörte ein Knacken, drehte sich langsam um und blickte zur Wiese zurück, auf der sie den Elch gefunden hatten. Er entdeckte nichts, spürte aber, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten.

»Was war das, Dad?«, fragte Sheridan.

Joe schüttelte den Kopf und lauschte.

»Ich hab's gehört«, sagte Lucy. »Es klang, als wäre jemand auf einen Ast oder Zweig getreten. Oder vielleicht hat er Kartoffelchips gegessen.«

»Kartoffelchips«, spöttelte Sheridan. »Das ist doch dämlich.«

»Ich bin nicht dämlich!«

»Mädchen«, mahnte Joe und horchte immer noch in den Wald hinein. Doch bis auf das Rauschen des Windes in den Kronen der Kiefern herrschte absolute Ruhe. Er schauderte. Wie rasch sich die warme, einladende Atmosphäre in kalte, unheimliche Stille verwandelt hatte.

Zweites Kapitel

Eine halbe Stunde vor Einbruch der Abenddämmerung erreichten sie ihr kleines Heim, eine zweigeschossige Dienstwohnung des Staates Wyoming, die knapp fünfzehn Kilometer außerhalb von Saddlestring lag. Joe bog mit dem Pick-up von der Bighorn Road auf die Einfahrt ein und parkte vor der Garage, die einen neuen Anstrich vertragen konnte. Sheridan und Lucy waren aus der Beifahrertür gesprungen, ehe er nur die Handbremse hatte ziehen können, und eilten über den Rasen ins Haus, um ihrer Mutter zu erzählen, was sie gesehen hatten.

Maxine sprang ihnen nach, blieb aber an der Tür stehen, um sich nach Joe umzublicken.

»Lauf schon«, sagte er. »Ich komm nach.«

Fröhlich wedelnd stürmte der Labrador ins Haus.

Nachdem Joe Angelruten, Westen und Kühltasche in der Garage verstaut hatte, ging er am Haus vorbei zur Koppel. Toby, ihr achtjähriger gescheckter Wallach, wieherte bei seinem Anblick leise. Er war offensichtlich hungrig. Doc, ihr neuer, einjähriger Rotfuchs, tat es dem älteren Pferd gleich. Joe scheuchte sie beiseite und betrat die Umzäunung. Er gab jedem Tier sein Heu frisch vom Trockengestell, füllte den Wassertrog, überprüfte beim Verlassen der Koppel das Tor und fragte sich unterdessen, warum Marybeth die Tiere nicht schon gefüttert hatte wie üblich.

Als er die Hintertür des Hauses öffnete, kam Sheridan ihm schlecht gelaunt entgegen.

»Hast du deiner Mom vom Elch erzählt?«, fragte er.

»Die ist beschäftigt«, antwortete sie patzig. »Vielleicht hätte ich einen Termin mit ihr vereinbaren sollen.«

»Sherry ...«, mahnte er, doch seine Tochter war bereits auf dem Weg zur Koppel.

Marybeth saß in Sweatshirt und Jeans am Küchentisch und war von Akten, Papierstapeln, aufgeschlagenen Büchern, dem Taschenrechner und ihrem Laptop umgeben. Auf beiden Seiten stapelten sich Aktenkisten, deren Deckel auf dem Boden lagen. Den Blick starr auf den Rechner gerichtet, würdigte sie Joe kaum eines Blicks, als er eintrat.

»Hey, Babel!« Er strich ihr blondes Haar beiseite und küsste sie auf die Wange.

»Einen Moment.« Sie tippte weiter.

In Joe flammte Ärger auf. Herd und Ofen waren kalt, der Tisch war ein heilloses Durcheinander – genau wie Marybeth. Nicht dass er erwartete, jeden Abend pünktlich bekocht zu werden, doch sie hatte ihn gebeten, mit den Mädchen früh zum Essen nach Hause zu kommen, und er hatte seinen Teil der Verabredung erfüllt.

»Fein«, verkündete sie und klappte den Laptop zu. »Fertig.«

»Womit?«

»Mit der Buchhaltung des Immobilienbüros Logue. Das war vielleicht ein Chaos!«

»Aha.« Unbeeindruckt öffnete er den Kühlschrank, um nachzusehen, ob es etwas Vorgekochtes zum Aufwärmen gab. Nichts.

»Dass die sich nach der Übernahme halten konnten!«, murmelte sie, während sie Bankberichte und geplatzte Schecks abheftete oder in Umschläge schob. »Die alten Eigentümer haben ihnen ein sagenhaftes Durcheinander hinterlassen. Der Cashflow der letzten zwölf Quartale war ein absolutes Mysterium.«

»Mmm.«

Nicht mal Aufbackpizzen waren im Gefrierschrank – nur

steinharte Rehfleisch-Burger, Wapitibraten vom Vorjahr und eine Packung Eis am Stiel, die schon seit einer Ewigkeit in der Kühlung lag.

»Ich dachte, wir gehen heute Abend essen«, sagte Marybeth. »Oder einer fährt in die Stadt und holt was Warmes.«

Er staunte. »Können wir uns das denn leisten?«

Marybeths Lächeln verschwand von ihrem Gesicht. »Eigentlich nicht«, seufzte sie. »Jedenfalls nicht bis Monatsende.«

»Wir könnten diese Burger in der Mikrowelle auftauen«, schlug Joe vor.

»Würde es dir was ausmachen, sie draußen zu grillen?«

»Geht in Ordnung.«

»Schatz ...«

Joe hob die Hand. »Mach dir keine Sorgen. Deine Arbeit hat dich aufgehalten. Schon okay.«

Einen Moment lang glaubte er, sie werde in Tränen ausbrechen. Das geschah in letzter Zeit immer öfter. Doch stattdessen biss sie sich auf die Unterlippe und sah ihn an.

»Wirklich«, wiederholte er.

Joe säuberte hinterm Haus den Grillrost und kämpfte gegen seine Enttäuschung darüber an, dass seine Frau nicht mal Vorbereitungen für das Abendessen getroffen hatte. Wie so oft in letzter Zeit schlug er sich mit wachsenden Sorgen um Marybeth und seine Ehe herum. Zweifellos hatte der gewaltsame Tod ihrer Pflgetochter April im letzten Winter ihr sehr zugesetzt. Joe hatte gehofft, das Ende der Kälte würde ihr helfen, darüber hinwegzukommen, doch dem war nicht so. Der Frühling hatte nur die Erkenntnis gebracht, dass ihre allgemeine Lage sich nicht geändert hatte.

Mitunter ertappte er sie dabei, wie sie vor sich hin starrte, den Blick aufs Fenster oder irgendetwas gerichtet, das zwischen der Scheibe und ihren Augen zu sein schien. Ihr Gesicht wirkte dabei leicht wehmütig. Ein paarmal hatte er gefragt, woran sie dachte, doch sie hatte nur den Kopf geschüttelt, als verjagte sie unliebsame Gedanken, und geantwortet: »An nichts.«

Er wusste, dass ihr die Finanzlage der Familie nicht weniger zusetzte als ihm. In Wyoming herrschte eine Haushaltskrise, die Gehälter der Staatsdiener waren eingefroren. Joe musste deshalb auf unabsehbare Zeit mit einem Jahresgehalt von 32 000 Dollar auskommen. Wegen seiner langen Arbeitszeit war an einen Nebenerwerb auch nicht zu denken. Die Behörde stellte ihm Dienstwohnung und Ausrüstung, doch in den letzten Monaten kam ihnen das Haus, das ihnen einst so traumhaft erschienen war, wie eine Falle vor.

Nach Aprils Tod hatten Joe und Marybeth über ihre Zukunft gesprochen und waren übereingekommen, dass sie jetzt vor allem Normalität und einen geregelten Alltag brauchten. Glaube und Hoffnung kämen schon von selbst zurück, weil sie starke Menschen waren und einander liebten, und die Zeit würde alle Wunden heilen. Joe hatte versprochen, sich nach einer anderen Arbeit umzusehen oder sich in einem anderen Distrikt zu bewerben. Ein Tapetenwechsel konnte helfen, auch darin waren sie sich einig. Doch in letzter Zeit hatte er sich, wenn auch von schlechtem Gewissen geplagt, nicht einmal mehr halbherzig um andere Stellen gekümmert, weil er seinen Beruf liebte.

Marybeth war nicht mehr ihren Teilzeitbeschäftigungen in Bibliothek und Pferdestall nachgegangen. Sogar kombiniert waren diese Jobs zu schlecht bezahlt und bedeuteten zu viel sozialen Kontakt. Es war ihr unangenehm, von Nutzern der

Bücherei gemustert und nach April und den Umständen gefragt zu werden, die zu ihrem Tod geführt hatten.

Doch sie brauchten zusätzliche Einkünfte, also hatte sie im Sommer ein Gewerbe angemeldet und Buchhaltung, Büroorganisation und Lagerbestandsführung für kleine Firmen in Saddlestring übernommen. Joe fand das ideal, da sie ihre Ausbildung, ihr Durchsetzungsvermögen und ihr Organisationstalent so voll zum Einsatz bringen konnte. Bisher hatte sie Barretts Apotheke, den Präparator Sandvick, das örtliche Schnellrestaurant und das Immobilienbüro Logue betreut. Marybeth arbeitete hart, um sich zu etablieren, und ihr Büro stand kurz vor dem Durchbruch.

Daher fühlte er sich nur umso schlechter, dass er wegen des ausgefallenen Abendessens wütend auf sie gewesen war.

»Was war das mit dem Elch genau?«, hakte Marybeth beim Spülen nach. Joe war erstaunt, denn Sheridan und Lucy hatten den Vorfall beim Abendessen so plastisch und detailliert beschrieben, dass Joe sie gebeten hatte, damit aufzuhören.

»Wie kommst du jetzt darauf?«

Sie lächelte verschmitzt. »Die letzte Viertelstunde hast du daran gedacht.«

Er wurde rot. »Woher weißt du das?«

»Du starrst die ganze Zeit vor dich hin und trocknest dieses Glas jetzt zum vierten Mal ab«, erwiderte sie grinsend. »Ich seh doch genau, dass du mit den Gedanken ganz woanders bist.«

»Ganz schön unfair, dass du mich so durchschaust. Ich weiß nie, woran du denkst.«

»So gehört sich's auch«, sagte sie und stieß ihn übermütig mit der Hüfte an.

»Die Mädchen haben das Ganze recht genau beschrieben. Da gibt's wenig zu ergänzen.«

»Und warum beschäftigt dich die Sache so?«

Er ließ Wasser über einen Teller laufen, stellte ihn aufs Trockengestell und hielt inne. »Ich habe viele tote Tiere gesehen.« Er sah sie über die Schulter an. »Und leider auch einige tote Menschen.«

Sie nickte.

»Aber alles an diesem Kadaver war ... anders. Komplet anders.«

»Weil du nicht feststellen konntest, wie die Wunden zustande kamen?«

»Auch deshalb. Aber man findet einfach keinen toten Elch so mitten auf einer Wiese. Es gab keine Spuren und keinen Hinweis darauf, dass der Schütze sich seinem Opfer genähert hat. Selbst richtig üble Wilderer, die die Kadaver schlicht verrotten lassen, sehen sich an, was sie zur Strecke gebracht haben.«

»Vielleicht war das Tier krank und ist gestorben«, wandte sie ein.

Joe hatte sich umgedreht und lehnte an der Spüle. Das Geschirrtuch hatte er über seinen Arm gehängt.

»Natürlich sterben laufend Tiere eines natürlichen Todes. Aber man *findet* sie nicht. Kann sein, dass man ein paar Knochen entdeckt, wenn die Aasfresser das Skelett nicht zu sehr verstreut haben, aber man stößt nicht auf Tiere, die an Alterschwäche verendet sind. Oder extrem selten. Sterbende Tiere ziehen sich dahin zurück, wo man sie nicht findet. Sie brechen nicht auf einer Wiese einfach so zusammen.«

»Der Elch kann doch erschossen oder vom Blitz getroffen worden sein oder so.«

»Bei einem Blitzschlag hätte es Verbrennungen gegeben.

Und ob das Tier erschossen wurde, finde ich morgen heraus. Doch mein Instinkt sagt mir, dass ich kein Blei entdecken werde.«

»Vielleicht wurde es vergiftet?«, überlegte Marybeth.

Joe schwieg kurz und betrachtete den Kadaver erneut vor seinem inneren Auge. Ihm gefiel, dass Marybeth sich mit ihm zusammen Gedanken darüber machte, was dem Elch widerfahren sein mochte. Ihr neues Gewerbe hatte sie so in Beschlag genommen, dass sie sich seit Langem nicht für das interessiert hatte, was er tat.

»Auch dann hätte der Bulle sich zum Sterben in ein Versteck zurückgezogen. Es sei denn, das Gift wirkte so rasch, dass er einfach umfiel, doch das halte ich für unwahrscheinlich. Und diese Wunden ...«

»Du hast sie vorhin als Schnitte bezeichnet.«

»Ja, das war Chirurgenarbeit, keine Metzerei. Soweit ich weiß, schlägt kein Tier so makellose Wunden. Und die abgeschnittenen Teile wurden entfernt – wie Trophäen.«

Marybeth verzog das Gesicht. »Diese Trophäensammlung möchte ich wirklich nicht sehen.«

Joe lachte unbehaglich und nickte.

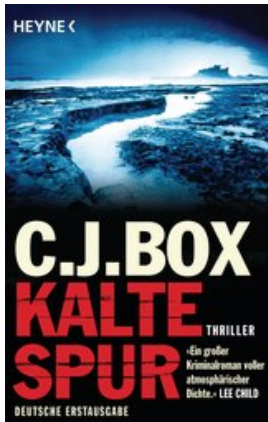
»Hört sich fast an, als wäre der Elch vom Himmel gefallen«, meinte Marybeth.

»Oha«, stöhnte er, »ich hatte gehofft, du würdest das nicht sagen.«

Sie stieß ihm einen Finger zwischen die Rippen. »Aber daran hast du doch auch gedacht, oder?«

Das wagte er nicht abzustreiten, denn sie kannte seine Gedanken zu genau.

»Ich kann kaum erwarten, was du rausfindest.« Sie griff ins Becken, um das Spülwasser abzulassen. »Soll ich meine Mutter fragen, was sie darüber denkt?«



C.J. Box

Kalte Spur

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-08527-8

Heyne

Erscheinungstermin: März 2012

Es ist ein mysteriöser Fall von Viehverstümmelung: Ein grausig zugerichteter Elch liegt mitten im Wald. Keine Schusswunde, keine Spuren. Und es soll auch nicht das letzte seltsame Vorkommnis bleiben. Kurz darauf werden zwei ebenso grässlich entstellte Männer gefunden, woraufhin sich Joe Pickett einer Taskforce anschließt, die die Taten aufklären soll. Die Einheimischen glauben an eine übernatürliche Macht, doch Joe ist davon überzeugt, dass der Täter menschlich ist – und wieder morden wird.